

Giesener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giesener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1916.

Von Justus Schoenthal.

(Fortsetzung.)

An den Wänden hingen einige minderwertige Bilder im Gibson-Stil, daneben ein paar Karikaturen von Feicien Nops . . . In weissen Rahmen prahlte ein langgestrecktes Aquarell, das, nicht eben geschmackvoll, einen Jagdzug darstellte. Unter dieses Jagdbild war eine Ottomane gerückt, über die ein dickes Eisbärenfell gebreitet war. Das paßte, wie Dongford feststellte, zwar nicht recht zur sonstigen Einrichtung des Raumes, schien aber in allen Abtönungen den persönlichen Geschmack der Bewohnerin zu kennzeichnen. Ueber dem Ganzen lagerte eine Wolke scharfen Moschusduftes.

„Wie finden Sie das alles?“ fragte Lady Edith. Aber sie wartete die Antwort nicht ab, warf sich auf den Divan und rief aus:

„Wissen Sie, Kap't'n, hier kann ich ungebunden leichtsinnig wie ein Backfisch sein.“

Es sollte spöttisch, fast selbstironisierend klingen; aber der Spott vermochte nur schwer die heimliche Erregung zu verbergen, die in ihrem Herzen zitterte.

Dongford tat einen Schritt auf den Divan zu.

Wie ein Käzchen lag sie da, in das Eisbärenfell geschmiegt. Ihm war, als tänzelte er am Rande eines abschüssigen Felsens. Er mußte die Augen schließen.

Sein Hirn durchzuckte der Gedanke, daß sie den Diener fortgeschickt, um dies Alleinsein herbeizuführen, daß sie ihm die Wohnung gezeigt, um zu beweisen, daß ihr Alleinsein jetzt niemand stören könne, daß . . . sie ihn . . . liebe.

Und die gelockerten Bügel seiner Nerven glitten schlaff zu Boden . . .

Das junge Weib sah plötzlich, wie seine Augen ein seltsam wildes Feuer ausstrahlten. Etwas Raubtierartiges, was ihr schaurig und schön zugleich erschien, glomm darin auf. Sie empfand eine Sekunde lang, bangend und freudig zugleich, etwas von jenem Urweltgeheimnis, das den Mann zum Weibe zieht . . . Da umfingen sie schon zwei sehnige Arme, und heiße Lippen, die Liebesworte stammelten, suchten bebend die ihren.

Aber die Liebesworte, die jauchzend an ihr Ohr klangen, wurden in einer Sprache gesprochen, die nicht die ihre war!

„Du, Süße, du! Du, Süße!“

Das war doch — bei Gott! das war ja deutsch!

Sie befreite sich gewaltsam aus seinen Armen und sprang hoch.

„Kap't'n, Sie sprechen ja deutsch?“

Er richtete sich auf und faßte an seine Stirn. Um Himmelswillen, was hatte er getan?! — Aber ganz ruhig kam es von seinen Lippen:

„Sie irren, Mylady! Ich habe nicht deutsch gesprochen!“

Sie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Leugnen Sie nicht! Ich habe es deutlich gehört: „Du, Süße, du! Du, Süße!“ — Sie sagten es wohl fünf-, sechs-mal.“

Ihr dämmerte etwas von der furchtbaren Tragweite der Worte auf.

„Sind Sie ein Deutscher?“

„Mylady . . .“ In seinem Ton Abwehr und Hohn. Doch sie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ja, jetzt ahne ich alles, jetzt weiß ich es: Sie sind ein . . . deutscher Offizier, ein deutscher Spion!“

Sie zwang ihre Stimme zum Flüstern.

„Aber, Mylady, ich muß doch sehr bitten.“

„Sagen Sie nichts! Sagen Sie nichts! — Ich werde Sie ja nicht verraten. Ich finde es ja himmlisch. Ueberwältigend, berauschend finde ich das! . . . Aber Sie müssen mir jetzt alles eingestehen, wer Sie sind und wie Sie das alles eingefädelt haben . . . Was müssen Sie für wundervolle Nerven haben!“

Er nahm auf einem Polsterjessel ihr gegenüber Platz und sah sie offen an.

„Ich verstehe von alledem, was Sie sich zusammenreimen, nicht das Mindeste, Lady Edith!“

„Sie spielen ihre Rolle ausgezeichnet! Ich weiß aber, daß Sie ein Deutscher sind und lasse mich nichts einreden . . . Bitte, bitte, machen Sie mich zu Ihrer Vertrauten. Ich will Ihnen sogar helfen, wenn es in meinen Kräften steht. . . . Das ist ja herrlich . . . herrlich, wie Sie da ganz England einen Streich spielen!“

„Da Mylady so sehr in mich drängen, will ich auch mit dem wahren Grund nicht länger zurückhalten. Ja, ich habe deutsch gesprochen!“

Ihre Augen leuchteten voller Genugtuung.

„Ich habe nämlich drüben in Ottawa einmal ein deutsches Mädchen geliebt, wenn Sie es durchaus wissen wollen. . . . Soll ich noch mehr sagen?“

Aber er fühlte, daß seine Worte nicht überzeugend wirkten.

Einen Augenblick nur zweifelte Edith; dann sagte sie spöttisch: „Die Ausrede, die Sie da erdacht haben, ist nicht übel . . . Aber was würden Sie tun, wenn ich von der Geschichte dem Minister erzählte?“

Er erblaßte. „Das werden Sie nicht tun, weil Sie sich damit selbst unsterblich blamieren würden. . . . Und wenn Sie es doch täten, würde ich nur ansagen können, was ich Ihnen schon sagte. — Ich bedaure, daß Sie einem britischen Offizier nicht mehr Glauben schenken.“

„Sie sind ja niemals britischer Offizier gewesen! Ich glaube Ihnen nichts! Gar nichts glaube ich Ihnen!“

Er tat entrüstet. „Mylady, wenn Sie meine Glaubwürdigkeit anzweifeln, muß ich dieses Haus verlassen.“

Im nächsten Augenblick befand sie sich allein.

Sie hörte, wie seine eiligen Schritte über den Gang sich der Treppe zu entfernten.

Sie schritt zum Spiegel, der auf dem Schreibtisch stand und ordnete ihr Haar. Ganz zerfaust hatte sie der wundervolle Mensch mit seinem Ungestüm; und noch glühten heiß seine Küsse auf ihren Lippen und Wangen.

Sie griff zu dem kleinen Block, riß ein Blatt Puderpapier ab und rieb damit über Nase und Wangen.

Dann klingelte sie dem Diener.

Bob erschien auf der Schwelle und warf prüfende Blicke ins Zimmer.

„Schon fort . . . fort . . .?“ fragte er feigend.

„Keine Vertraulichkeiten, wenn ich bitten darf!“

Er grinste höhnisch „Ja weiß: die Zeiten sind vorbei, da Klein-Edith Bob ihren lieben guten Jungen nannte und von seinem Mund die ersten Küsse stahl, haha, wenn's die ersten waren . . .“

Das junge Weib hörte nur mit halbem Ohr. Sie stampfte mit dem Fuß auf.

„Daß das lächerliche Geschwätz! Du weißt, ich kann das Fleumen nicht leiden!“ Und mit veränderter Stimme: „Haben Sie sich in Newhampstead umgesehen?“

Der Diener nahm wieder die unterwürfige Haltung an: „Jawohl, Mylady. Er wohnt in einem einfachen Boardinghouse, das einer älteren Witwe gehört. Jergendwelche Beziehungen scheint er sonst nicht angetnüpft zu haben. . . . Im Hause des Viscount Branch soll er noch verkehren.“

Sie blickte ungnädig drein. „Das weiß ich ja alles längst. Hat er nicht eine kleine Liebchaft?“

„Ich habe nichts in Erfahrung gebracht. Sind Mylady eifersüchtig?“

„Dummes Zeug! Auf wen und weshalb? Ich will nur tunner genau wissen, mit wem ich es zu tun habe.“

„Vielleicht,“ schnarrte der Diener hämisch, „hätte ich doch so etwas, was Mylady deren Freude macht.“ Er zog einen unsauberen Zettel hervor.

„Was soll's damit?“ herrschte sie ihn finster an.

„Das ist eine Abschrift des Briefes, den ich für ihn zur Post besorgen sollte.“

„Aber, Bob, Sie haben doch nicht etwa den Brief geöffnet?“

„Das ist nicht nötig. Es war ein Auslandsbrief, und der muß wegen des Zensurs unverschlossen aufgeliefert werden.“

„Ach Gott, Sie meinen das Schreiben an seine Quartiersleute in Rotterdam? — Es ist gut. Legen Sie die Abschrift dort auf meinen Schreibtisch! Sie können gehen!“

Der Diener feigte wieder.

„Von einer Nase ist da die Rede. — Einen besonderen Handkuß an das schöne Fräulein Nase!“

Sie sandte ihm einen wütenden Blick nach. Als er die Tür hinter sich ins Schloß gezogen hatte, griff sie nach dem Zettel. Aber sie wurde nicht klug daraus. . . . Die Worte schienen einen verschleierte Doppelsinn zu haben, doch sie vermochte ihn nicht zu ergründen. Der Zettel enthielt nur die Sätze:

„Meine liebe Familie Drooh! — Es wird Sie freuen, zu hören, daß ich vor drei Tagen zum Hauptmann im Großen Generalstab befördert worden bin.“

Daß Nase sich nicht wohlfühlte, tut mir leid. Sie will nach dem Süden fahren? Doch möglichst in ein neutrales Land? Wenn ich mich recht entsinne, muß so ein Kurort, wie sie ihn braucht, in der Nähe von Kap Matapan in Griechenland liegen. Ein bißchen entlegen. Sie möge doch erst Dr. U. fragen, der gewiß, wie üblich, wieder am 20. zu euch kommt. Sonst konnte ich von dem Nachlaß von Nesses Onkel bis jetzt nichts ermitteln. Beste Grüße für sie alle.

Einen besonderen Handkuß an das schöne Fräulein Captain Longford.“

. . . . Sie schüttelte den Kopf. Rätselhaft und seltsam war etwas an dem Brief. Trotzdem konnte sie nicht geradezu behaupten, er stütze ihre Ansicht, daß Longford ein deutscher Spion sei. Am sonderbarsten berührte sie, daß er noch etwas von dem Fräulein Nase gesprochen, noch weniger von dem Nachlaß des Onkels. Aber er war ja ein verschlossener Mensch, der nie so recht auftaute. . . . Gewiß, der Brief konnte ebenso gut etwas ganz Harmloses bedeuten, wenn er nicht . . . ja, wenn er nicht eine verabredete Geheimsprache enthielt. . . . Sie grübelte von neuem. Dann verschloß sie den Zettel vorläufig in ihrer Schatulle.

James Atterley verließ das Gerichtsgebäude. Er sah verstört aus und blickte in sich. So tat er stets, wenn er vom Gericht kam. Er begriff andere Setzungsleute nicht, die sich ein Vergnügen daraus machten, vor Gericht zu erscheinen. Er empfand eine abgrundtiefe Scham darüber, daß er das Gebäude betreten mußte.

Er sprang auf einen vorbeifahrenden Omnibus, um nach Hause zu fahren. Zu spät bemerkte er, daß der Wagen eine andere Richtung einschlug.

Er besand sich am Picabilly. Da stieg er aus.

Er lächelte über sein Mißgeschick. . . . So mochte einer lächeln, der auf dem Wege zum Galgen eine Sprosse der Leiter verfehlt.

Das Leben der City umbrandete und umtoste ihn.

Die Börse war soeben geschlossen worden. Ein scharzer Strom aufgeregter Männer stütete auf die Straße. Er erhaschte einige halbe Sätze.

„. . . fehlt eben ein Lichtbild. Wie soll bei den Nachrichten auch Kauflust herrschen.“

„Zu denken, daß ich vor einem Jahre für Konsols 87 bot und sie mir heute mit 87 auf der Tasche bleiben, Konsols, das Papier, das besser als Gold war.“

„Ich war immer Hauffier; aber jetzt gehe ich in die Kontermine.“

„Versteht sich, nur in Newyork! Am hiesigen Platz ist nichts mehr zu holen!“

So schob und drängte sich's ihm entgegen. Es kam ihm abgeschmackt und sinnlos vor. Er fand keine Beziehungen zwischen sich und jenen. Ewig würden sie ihm, ewig er ihnen fremd bleiben. Und er ertrappte sich darüber, wie er halbblaut die Worte himmelmelte, die er zuletzt gehört:

„Am hiesigen Plage ist nichts mehr zu holen!“

Er entwich in eine nahe Bar, um dem Gewimmel zu entfliehen. Ein stücker Dunst schlug ihm entgegen. Und er süßte plötzlich, wie trocken seine Kehle war, wie salzig-klebrig der Geschmack auf seiner Zunge.

Er hatte ja auch geredet. . . . geredet, bis ihm der Speichel auf der Zunge zusammengelassen war, wie man eben redet, wenn man die Ausichtslosigkeit der Sache ahnt, für die man einsteht. Ihn ekelte.

Er ließ sich einen Whisky mit Soda reichen und goß die bernsteingelbe, prickelnde Flüssigkeit in einem gierigen Zug hinunter. Dann rückte er den steifen Hut ins Gesicht und entstellte. —

Der Teil von Paddington, in dem Atterley wohnte, gehörte nicht zu den vornehmsten Vierteln Londons. Die Häuser stammen meist aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und waren seit jener Zeit kaum ausgebaut und mit Neuerungen versehen worden. Die Treppen waren nicht mit Teppichen belegt und die trübe flackernden Gasflämmchen verließen den Fluren ein melancholisches Aussehen.

Atterley schloß die Vorfaaltür auf und betrat seine Wohnung. Er schüttelte die Regentropfen von seinem Hut und hängte Mantel und Kopfbedeckung an den Kleiderständer.

Zur linken Hand die erste Tür öffnete er.

Da saß seine Frau, über einen Knabenanzug gebeugt, den sie mit Nadel und Faden ausbesserte. In einer Zimmerdecke, in die kein Strahl der Tischlampe fiel, kauerte stumm das Kind.

Sein schlüchter Gruß ward ebenso schlüchtig erwidert. Aber der Knabe begann sogleich zu wimmern, als er seines Vaters ansichtig wurde.

Leise, mit milden Bewegungen, führte ihn die Frau aus dem Zimmer.

Atterley warf sich auf einen der Mohrstühle, daß dessen Lehne knackte.

Dieses knarrende Geräusch brachte ihn vollends zur Raserei. Er betrachtete die Möbel ringsum mit feindseligen Blicken und schürzte verächtlich die Lippen. Erbärmlicher Schand! Leichte Ware mit gleißender Außenseite! Als die Möbel neu waren, hatte er sich über sie gefreut; nun sie ins zweite Lustraum gehen sollten, fiel ihm auf, wie sehr ihn der Händler übertölpelt hatte. Da war auch kein gediegenes Stück im Zimmer, nicht eins. Ihn reuten die dreißig Pfund, die er dafür bezahlt. Und wie hatten sie gespart und gedarrt, um die Katen pünktlich zahlen zu können!

Seine Frau hatte den Kleinen in die Küche gebracht und ließ sich wieder bei ihrer Arbeit nieder.
„Ist Post gekommen?“ fragte er, nur, um etwas zu sagen.

„Ein Brief. Er liegt auf deinem Schreibtisch.“
Er wollte hinübergehen, besann sich aber.
„Etwas Wichtiges?“ fragte er weiter.
„Ich weiß nicht,“ sagte sie abweisend.
Was sollte es auch wichtiges sein? Konnte es überhaupt etwas Wichtiges geben? Es war ja alles gleichgültig.

Er brütete schweigend vor sich hin; dann, nach einer Weile, zaghaft: „Kann ich etwas zu essen bekommen?“
Sie stand auf und ging in die Küche. Er vernahm, wie sie mit dem Kleinen sprach. Er hörte Teller klappern. Dann kam sie wieder herein und stellte etwas Weißbrot und kalten Braten vor ihn hin. Ihr Schweigen war ununterträglich. Dazu diese Augen, die ab und zu nach ihm herübersehen, diese großen, dunklen, vorwurfsvollen Augen. . . Er legte die Gabel hin.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vorspiel.

Von Konrad Martin Laut.

Aus den verschneiten Meeren des Schwäbinger Schloßgartens traten am Vormittag des 13. Januar 1782 zwei junge, schlankgewachsene Männer. Sie trugen zu ihren Weisemänteln aus blauem Tuch und den sporenbesetzten Stulptriefeln die edig-sladchen Hüfte ihrer Zeit, die sie zum Schutz gegen den scharf herüberreichenden Hardt-Wind mit wollenen Binden auf ihren Fuder-Perücken befestigt hatten.

Der größere der Fremden — ein etwa Dreißigjähriger — war voller Ungeheiß. Die schmale, nur wenig gewölbte Brust nach vorn geneigt, ein langes Meerohr mit schwarzem Porzellanpfahl unablässig in seiner Nacken schwingend, stapfte er durch den frischgefallenen Schnee so eilig dem Schloßtor am Garten-Ausgang zu, daß sein bedächtiger Kamerad ihm kaum zu folgen vermochte.

Der Zaubergarten des Pfälzer Kurfürsten Karl Theodor lag wie ein Traumziel hinter ihnen. Im römischen Triumphen und in heiligen Tempelbezirken griechischer Götter und Göttinnen hatten sie gestanden. Das rote Wunder einer türkischen Moschee mit nabelspitzen Minarets und stillen Gebetgängen war aufgetaucht und versunken. Ueber weiße chinesische Brücken und spiegelblank gefrorene Weiher waren sie gegangen, und alle diese Werke der fürstlichen Schöpferlilien hatten sie im blauen Licht des Wintermorgens mit wachen Sinnen gewossen. Und doch, für den ungehaltenen Dränger und rafflos Fiebernden war es zu wenig. Das Brausen und Stürmen in seinem Blut hatte sich nicht beschwichtigen lassen.

Während die Fremde den menschenleeren Schloßhof durchschritten, um im nahen Ritter, dem alten Gasthaus am Ende der Schwäbinger Planken, ihr einfaches Mahl zu nehmen, überdachte der Ruhelose noch einmal die Eindrücke der letzten Stunden. Von Stuttgart waren sie in beschwerlichen Ritten herübergekommen, nun sollte es weiter nach Mannheim gehen. Dort aber, in dem Komödienhaus des Freiherrn von Dalberg, erwartete ihn sein Schicksal! Was bedeutete demgegenüber die zärtlich und galant Welt des sterbenden Sokrates, durch die sie eben gewandert waren? Sein Werk sollte ja mithelfen, diese morisch gewordene Zeit im Grund und Boden zu schlagen. Ein Tag mußte anbrechen, so glashell und klar wie dieser Wintertag über den ärmlichen Schwäbinger Häusern, Todes verschüttend und Lebendes — aufrührend, — vorausgesetzt, daß seine Dichtung die schwere Probe bestand.

In einem Nebenraum des Ritters ruhten die fremden Gäste nun bei einer Bouteille Bergsträler Landweins von ihrer Wanderung aus. Unendlich friedsam und traulich war es in dem Kleinen, sonnigen Gemach. Hierliche Kupfer mit spannenden Jagdszenen und glänzenden Luftfahrten aus den geselligen Tagen der Kurfürsten schmückten die Wände. Ein alter Ladenburger Ofen bereitete wohlige Wärme. Von draußen klang der summenbe Ton der Sonntagsglocken herein und wirkte so sanft und beschwichtigend, daß selbst die Unrast des stürmenden Fremden allmählich zur Ruhe kam.

Mit guten, fröhlichen Augen betrachtete er schon eine ganze Weile das junge Mädchen, das ihnen den Wein kredenzte hatte und nun am Fenster einem vorüberfliegenden Schützen nachsah. Es war ein anmutig, zieliches Geschöpf an der Schwelle der Nacht, zehn mit blütenfrischem Gesicht und goldbraunen Böpfen, die in zwei schweren Flecken über den Kopf gelegt waren. Ein munteres Wort rief sie heran.

„Ich denke, ehe wir weiter reisen, leistet die Demoiselle uns wohl ein wenig Gesellschaft. Wir haben es nicht gar so eilig, nach Mannheim zu kommen, und in der Wirtschaft draußen gibt's, wie mir scheint, auch nichts Besonderes zu tun.“
„Die Herren wollen nach Mannheim?“

„Jawohl, schönes Kind, wundert Euch das?“
„Ein brokiger, altfluger Zug trat auf das kindlich-offene Gesicht. „O nein, das wundert mich nicht. Alle Welt geht ja heute nach Mannheim. Aus Speier und Heidelberg sind Hunderte hinüber. Sogar der Schwäbinger Rat will sich die Köpfe ansetzen. Die Herren wollen gewiß auch in das Theater?“

Der junge Mann bestätigte die Annahme, Eigens von Stuttgart seien sie gekommen, um der Komödie beizuwohnen. Das werde wohl einen tollen Spektakel geben, setzte er scherzend hinzu.

Die blanken Augen der Pfälzerin wurden plötzlich ganz groß. Hatte sie recht gehört? Von Stuttgart waren die Herren? Da mußten sie ja den Dichter der Räuber kennen, von dem man sich so gruselige Dinge erzählte. Ihre Neugier war nicht mehr zu halten: „Sagt Herr, ist Euch der Schiller bekannt? Und ist es richtig, daß er selber ein Räuber ist? Wild, baumlang mit struppigen Bart und vollenden Augen?“ Ihre Worte überstürzten sich im Eifer der Rede.

Hans Petersen, der dem Gespräch der beiden schweigend gefolgt war, sah an der fliegenden Rede im Gesicht seines Fremdes, daß diesem die Begegnung mit dem artigen Kind nicht unwillkommen war. Auch das Mädchen schien nur den anderen zu sehen. So fand er es an der Zeit, sich um das graue Mädchen zu kümmern, das drüben im Wirtschaftsraum sein Fell an der Sonne wärmte. Seine Beobachtung traf zu. In plötzlicher Aufwallung seines leicht erregbaren Gemüths wandte der Freund, als Petersen gegangen war, sich lebhaft dem Mädchen zu und zwang es mit sanfter Gewalt auf den freigeordneten Platz. Und während die Kleine in wachsendem Staunen und mit einigen Befremdet ihm in die sprühenden Augen sah, rief er mit leiser, fast leidvoller Stimme hervor:

„Mädchen, was du von Schiller gehört hast, ist nicht wahr. Der Mann ist kein Bandit und kein Bösewicht. Aber ein Dichter möchte er sein. Der Welt, die in Not und Bedrückung lebt, möchte er das Schöne geben, das er besitzt: Seine Träume von Freiheit und Gleichheit, seinen Glauben an das Gute und Edle, seine Hoffnung auf eine stolzere Zukunft. Verstehst du das wohl?“

„Ich weiß nicht, Herr: ich fühle nur, daß Ihr gut von dem Schiller sprecht.“ „Und lieben möchte er! Lieben vor ganzer Seele und ganzem Gemüt! Die Welt, die Menschen, dich — ja, auch dich! Denn ohne Liebe wäre das Leben nur eine Wildnis, ein elendes Stillwerk.“

Bei den letzten Worten des seltsamen Menschen war über die Zuhörende ein jähes Erleuchten gekommen. In schauer, ihr selbst nicht bewußter Ehrfurcht wich sie ein wenig zurück und starrte den leidenschaftlich Erregten fassungslos an.

„Um aller Heiligen willen, Herr, so seid Ihr selber der . . . Schiller?“ Der Dichter hatte sich wieder in der Gewalt. Wie man ein ängstlich gewordenes Kind beruhigt, nahm er der Kleinen Kopf in seine schlanken Hände und strich ihr lieblos über das goldbraune Haar. Und seine Worte waren hell und froh vom Humor seiner schwäbischen Heimat.

„Ja, Pfälzer Kind, ich bin's. . . der Friedrich Schiller. . . Regimentsfeldscherer und Poet aus Stuttgart. Der baumlange Räuber mit dem struppigen Bart und den vollenden Augen. . . Gut ihn dir ruhig an. Er sticht nicht und raubt nicht. . .“

Im Klang seiner fröhlichen Stimme flog die Scheu des Mädchens wie ein freigelassener Vogel davon. Staunend sah sie ihn an. War das denn möglich? Dies seine, zartgerötete Gesicht mit den spitzgeformten Nase über den barthaften Lippen und den strahlend blauen Augen gehörte dem Dichter der „Räuber“? Von dem der Doktor Werner noch gestern beim Wendschoppen gesagt, er sei ein höllisch gescheiter, nur arg verwilderter Kerl, dem der Teufel die Feder beim Dichten geführt habe?

„Derr Schiller, die Leute haben euch schlecht gemacht,“ bekannte sie ehrlich. „Und du haß's geglaubt?“ „Ich glaub's schon nicht mehr. Man sieht's euch ja an, daß ihr ein guter und lieber Mensch seid.“

Dem Dichter stieg das Blut in die Backen. „Das Wort nehm' ich mit in die Welt, Schwäbinger Mädel; wer weiß, vielleicht kann ich es draußen gebrauchen.“ Sie sah ihn verständnislos an.

Vom Saal her machte ein bröhnendes Klopfen dem Plausen ein Ende. Freund Petersen erinnerte daran, daß man nun fort mußte. Zum Kluck, das hatte er über dem Schwagen mit dem lieben Mädel beinahe vergessen! Nun kam der Ernst! Das Vorspiel in Schwäbigen war beendet. Die größere Komödie in Mannheim begann. Der kühle Dalberg war kein Freund genialer Bummelerei.

Emporspringend reichte der Dichter der Kleinen die Hand. „Und wenn der Schiller von Mannheim zurückkommt und Glück gehabt hat, gibt's einen Kuß zum Lohn, was, Mädel!“

Die blauen Sterne seiner Augen lagen mit warmem Glanz auf dem jungen Gesicht. Wie ein zärtliches Mädchen schmiegte die Kleine sich an ihn an: „Der Kuß geb' ich dem Herrn Schiller schon heute, wenn er ihn will.“

Da neigte der lange Dichter sich tief zu dem Zwischermädelchen hinab und küßte es zwei, dreimal aus fröhlichem Herzen. Und das Schwäbinger Mädel stellte sich auf die Fußspitzen, so hoch es ging und gab die Klasse ihm herzlich zurück.

Zwei Stunden später klopfte das Dichterherz in einer verdunkeltenloge des Mannheimer Theaters. Die Räuber schäumten vorüber. Jfflands Franz Moor erschütterte die Seelen. Böhs pathetischer Karl riß sie wieder empor. Die Menge lärmte und tobte in hemmungsloser Begeisterung. Das kleine Vorpiel im Schwefelanger Ritter aber zerjähmte wie Schnee im Föhn. Ein Rückwärts in die Jpsille gab es für Friedrich Schiller nun nicht mehr . . .

Büchertisch.

Der gewaltige Entscheidungskampf im Westen hat den Namen jenes Mannes mit einer neuen Glorie umwoben, der mit genialer Weitblick die Grundlage für die großartigen, bisher von so glänzenden Erfolgen gekrönten Operationen geschaffen hat, den Namen Ludendorff. Der bewährte Helfer Hindenburgs kam am 9. April seinen 53. Geburtstag begehen, und die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ (Verlag J. J. Weber) hat diesen Tag zum Anlaß genommen, unserem ersten Generalquartiermeister einen großen Teil der neuesten Nummer, 3900, zu widmen. Das Heft eröffnet ein charaktervolles, farbiges Porträt Ludendorffs von Professor Walter Peterlen. Wohlgelungene Aufnahmen zeigen ihn in seinem Arbeitszimmer im Hauptquartier Ost und im Großen Hauptquartier, sowie zusammen mit Hindenburg und mit seiner Gemahlin. Von ganz besonderem Interesse sind die zahlreichen Aufnahmen aus seiner Jugend- und seiner früheren Militärzeit, mit denen die liebevolle Plauderei der Tante Ludendorffs, des Fräuleins von Tempelhoff, „Aus Ludendorffs Jugendtagen“ geschnitten ist. „Ludendorffs Rolle im Weltkrieg“ legt Generalleutnant g. D. Wollmann im Eingangsartikel der Nummer dar. Ein packendes Gedicht von Hans Ludwig Linkenbach feiert die beiden Meister Hindenburg und Ludendorff, den Feldmarschall und den Schlachtenlenker. Von dem übrigen Inhalt des Heftes ist das doppelseitige Bild Schwormstädts „Ein Abend im Hauptquartier des Oberbefehlshabers Ost während der Friedensverhandlungen in Brest-Litovsk“ der allgemeinen Beachtung sicher. Ein Aquarell von Martin Frost führt uns die Tank Schlacht von Cambrai, ein anderes von Claus Bergen die U-Boot-Tätigkeit im Sperrgebiet vor Augen. Die Landung unserer Truppen auf den Malandsinseln und der Vormarsch in Ostland sind bildlich berücksichtigt. Der Friede in Osteuropa und seine Folgewirkungen nach Osten macht Dr. Paul Mohrbach zum Gegenstand einer sachkundigen Untersuchung. Der reich illustrierte Beitrag „Schöne Erler“ von Dr.-Ing. Willy B. Fuchs und das vierfarbige Bild „Malerische Winkel in einem Parzitätchen“ von Professor Hermann Schnee werden den Lesern der Nummer Freude machen.

Das bekannte Meyersche Taschenbuch der Kriegsflotten für das Jahr 1918 gelangte soeben zur Ausgabe (J. F. Lehmanns Verlag, München; Preis m. Teuerungszuschlag 7,20 Mk.). Die Flottenlisten sind bis Ende Januar vervollständigt. Sie enthalten zahlreiche neue Angaben, insbesondere solche über die bei den feindlichen Staaten während des Krieges gebauten Schiffe. Mehr als 200 neue Schiffsnamen sind aufgeführt. Die schon im Vorjahr aus den Angaben des Taschenbuches zu entnehmende Tatsache, daß mit Ausnahme von England alle feindlichen Staaten während des Krieges den Bau und Weiterbau von Großkampfschiffen eingestellt haben, wird durch die Angaben des neuen Taschenbuches bestätigt. Nach den letzten Nachrichten sollen auch in den Vereinigten Staaten die Arbeiten an den Großkampfschiff-Neubauten, mit Ausnahme der in Vollendung befindlichen eingestellt worden sein. In England sind bzw. werden von Großkampfschiffen nur Schlachtkreuzer, und zwar zwei Typen gebaut, solche mit weniger schweren Geschützen, aber von sehr hoher Geschwindigkeit und besonderen Schutzeinrichtungen am Schiffkörper gegen Torpedotreffer, und solche mit stärkerer Armierung, aber ebenfalls sehr hoher Geschwindigkeit. An kleinen Kreuzern sind besonders bei England zahlreiche Neubauten aufgeführt. Ganz außerordentlich und umfangreich war und ist bei allen feindlichen Staaten die Bau-tätigkeit bezüglich der Schiffstypen, die für die Bekämpfung der U-Boot-Plage bestimmt sind, ein Beweis, welch entscheidenden Faktor für den Ausgang des Krieges diese Waffe bildet. So sind allein in England nach Kriegsausbruch für diesen Zweck, soweit die Namen bisher bekannt geworden, 80 größere Fahrzeuge (U-Boots-Abwehrkreuzer) und etwa 200 Torpedobootszerstörer gebaut worden neben einer in die Hunderte gehenden Zahl von Motorfahrzeugen. Mit dem Bau zahlreicher größerer und kleinerer Monitore hat sich England einen neuen, besonders für den Angriff auf feindliche Küsten bestimmten Schiffstyp geschaffen. Sehr überichtlich gestaltet ist das Verzeichnis der feindlichen Kriegsschiffsverluste bis Ende Januar 1918. Die Uebersicht über die Verluste der feindlichen und neutralen Handelsschiffe durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte ist ebenfalls bis Ende Januar 1918 vervollständigt. Die Chronik des Seekrieges ist bis Ende Januar 1918 fortgesetzt.

— Miniaturen aus dem alten Rußland. Von der Tätigkeit der zaristischen Beamten zum Wohl des Volkes enthielten die russischen Zeitungen die erlaunlichsten Beispiele. So der „Krietsch“: „Am 3. Februar 1916, abends, traf der Polizeikommissar

Stattgim im Ndesnobowkaer Kirchspiel zur Prüfung der Lebensmittelpreise ein. Sein erster Besuch galt natürlich dem Popen und einem reichen Kaufmann des Kirchspiels. Nachdem er sich dort, trotz des strengen Alkoholverbots, betrunken hatte, ging er von Haus zu Haus, weckte die Leute auf und belästigte die Frauen und Mädchen, bis er endlich in einem Hause ein Opfer fand. In seiner Trunkenheit zerstörte er die Einrichtung des Hauses, und als sich die Folge des Wirms viele Menschen um das Haus versammelten, zog er den Revolver und erschoss einen Bauern, Vater von acht Kindern. Der Wirt des Hauses, der ihn den Revolver entwenden wollte, wurde dabei verwundet. Als sich die Nachricht vom Morde in der Umgebung verbreitete, verprügelten die Bauern den Kommissar. Die Folge davon war aber, daß eine große Anzahl von Bauern vor's Kriegsgericht gestellt wurden, während der Beamte bis heute frei herumgeht.“ Und der „Dien“: „Auf dem Marktplatz zu Belgow stehen lange Reihen großer tönerner Töpfe mit Milch. Der Prishaw, dort die höchste Instanz als Vertreter des Ministers Chwoftow, fragte nach dem Preise. Dieser erscheint ihm zu hoch, und deshalb zerschlägt er mit seinem Stock, sobald er eine unbefriedigende Antwort erhält, einen Milchtopf. Erst nachdem er vierzehn große, mit Milch gefüllte Eimer zerschlagen hat, verkaufen die Bauern ihre Milch billiger. . . . aber am nächsten Tage war auf dem Marktplatz keine Milch auszufutreiben.“ Diese reizenden Kulturobjekte aus dem Lande der großen Hoffnung der Entente bewahrt uns der „Bäckerkrieg“ (Herausgeber Dr. C. D. Baer, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart) auf, der in seinen letzten Heften, 159 und 160, in die alt russischen Zustände gründlich hineinleuchtet.

Gießener Hausfrauen-Verein.

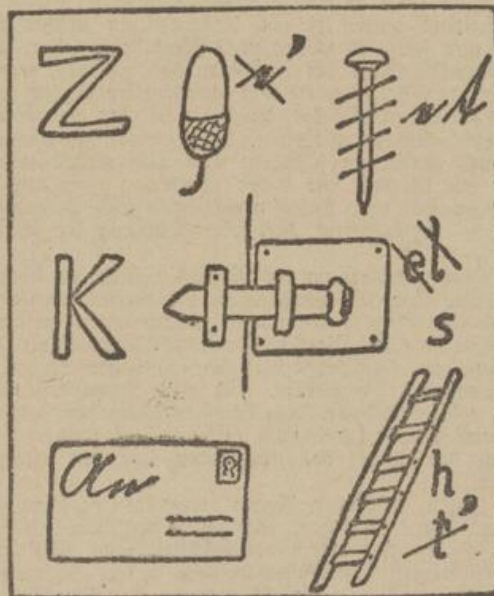
Kochanweisungen.

Sellerieauflauf. Zwei große Sellerieknospen werden gekocht, in Scheiben geschnitten, in kochendem Salzwasser (1/2 Liter) gar gekocht. 2-3 Pfund in der Schale gekochte Kartoffeln werden ebenfalls in Scheiben geschnitten. Hat man getrocknete oder eingemachte Pilze, so kann man auch diese gekocht dazugeben. Dann bereitet man eine Mehlschwitze, die man mit dem Selleriewasser löst, gibt einen Brühwürfel oder Pflanzenerztrakt, Salz und Pfeffer dazu und mischt alles gut durcheinander. In eine vorgewärmte Form gegeben und 1/4 Stunde im Ofen gebacken. Man gibt grünen Salat dazu.

Marmeladenudeln. Bandnudeln werden in Salzwasser nicht zu weich gekocht; Marmelade mit Aepfelwein, Zitrone und Zucker gemischt und heiß werden lassen, beides heiß zusammenmengen und mit etwas brauner Butter beträufelt zu Tisch geben.

Karottenkompott. Große zarte Karotten schält man dünn ab, schneidet sie in feine Scheiben, gibt sie mit kaltem Wasser bedeckt auf starkes Feuer, läßt sie bis vors Kochen kommen und schüttet sie dann auf ein Sieb. Halb Aepfelwein, halb Wasser, Zucker und Zitronensaft läßt man kochen und gibt die Karotten hinein und läßt sie gar kochen. Danach nimmt man sie aus dem Saft und legt sie in eine Kristallschale, die vorher erwärmt sein muß, gibt noch zwei Blätter Gelatine in den Saft, läßt ihn noch einmal aufkochen und gießt ihn über die Karotten.

Rätsel.



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Festtraktes in voriger Nummer:
Ostern — Osten.